

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Kaffern

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Die Kaffern.

(Tafel. 35.)

Nördlich von den Gränzen der Kapkolonie und des Hottentotenlandes, welche die Südspitze Afrikas einnehmen, zwischen dem dreißigsten und fünfundzwanzigsten Grade südlicher Breite, im Osten des Erdtheils, lebt eine Anzahl von Volksstämmen, die sich von ihren Nachbarn, den Hottentoten und Buschmännern im Süden und Westen und den Negern und Arabern im Norden sehr wesentlich unterscheiden. Von den glaubenseifrigen Mohammedanern wurden diese Stämme mit den Namen Kaffirs, das heißt Ungläubige, belegt, und von ihnen entlehnten die europäischen Seefahrer, welche die ostafrikanische Küste besuchten, die nun allgemein gewordene Benennung: Kaffern. Das Gebiet welches diese Menschen bewohnen, ist erst in den letzten Jahrzehnten etwas genauer bekannt geworden, besonders die Natalküste, welche sich vom großen Fischflusse bis zum Lorenzo Marquez ausdehnt, der in die Lagoabay fällt. In diesem Lande liegt der Weihnachtshafen oder Port Natal, in dessen Nähe, mitten im Kaffernlande, sich die holländischen Bauern (Boers, sprich Buhrs) niedergelassen haben, die vor einigen Jahren die Kapkolonie verließen, um sich in jenen fruchtbaren Gegenden eine neue Heimath zu begründen, welche sie seither mit den Waffen in der Hand auf das tapferste vertheidigten.

Unter den Kaffernstämmen sind folgende die wichtigsten, die wir nennen, weil ihrer manchemal in Zei-

tungs- und Reiseberichten erwähnt wird: die Kuffas, Lambuki und Mambuki wohnen an der Küste; sodann die Betschuanas, zu welchen die Brilas, Lamahas und Barrolongs gehören, und die Macquinis, Morolongs und Gokas im Innern. Ihr Gebiet ist ein großes Weideland, reich an Antilopen und anderen Gazellenarten, an Pferden, Ebern, Straußen und Wasservögeln; an Löwen, Pantheren, Schakalls und Geiern. Die Kuffas, und mit ihnen die übrigen Kaffernstämme mehr oder weniger, sind ein schön und kräftig gebaueter Menschenschlag; ihr Wuchs ist hoch und schlank, Arme und Beine sind muskelstark, das Ebenmaaß der Glieder läßt nichts zu wünschen übrig, ihre Haltung ist edel, und ihr Gang sehr fest und gemessen. Die Farbe ihrer Haut ist ein schwärzliches graubraun; sie bemalen aber letztere mit einer Art rother Ockerfarbe, und überziehen diese mit einer Lage von Fett oder Mark, welche ihre Haut weich erhält. Ihr Haar ist hart, kurz, wollig, und steht büschelweise. Immer ist es schwarz, der Bart schwach. Die Frauen erreichen gewöhnlich keinen hohen Wuchs, dieser aber hat ein herrliches Ebenmaaß und erinnert an die gepriesenen Bildsäulen der Griechen. Mißgestaltete Menschen kommen bei diesem mächtig und einfach lebenden Volke nicht vor. Die Kaffern sind die vollkommensten Hirten, die es nur geben kann. Alles dreht sich bei ihnen um den Viehstand, von welchem ihr ganzes Leben und We-

fen abhängig ist. Sie nähren sich fast ausschließlich von dem Ertrage ihrer Heerden, namentlich der Milch, denn mit anderen Nomaden haben sie das überein, daß sie nur höchst ungern ein Stück Vieh schlachten. Sie bauen übrigens etwas Hirse, Welschkorn und Wassermelonen. Salz gebrauchen sie nie, und erzeugen dasselbe auch nicht durch ein anderes Gewürz. Selten wird aus gegohrener Hirse ein berauschendes Getränk bereitet. Das Fleisch von zahmen Schweinen, Hasen, Enten und Gänzen, so wie von allen Fischen, genießen sie nicht. Die Schweine, sagen sie, nähren sich von den unreinsten Dingen; wenn man vom Hasen ist, verliert man den Verstand; Gänse und Enten schreien unangenehm und gleichen den Kröten, und die Fische haben Aehnlichkeit mit den Schlangen. Die Kuffas lieben den Taback leidenschaftlich; dagegen rauchen die Mambukis an der Lagoaboy niemals, schnupfen aber desto stärker.

Die Kuffas sind ungemein thätig und lebendig, und gewaltige Jäger vor dem Herrn. Haben sie es auf einen Elephanten abgesehen, so verfolgen sie ihn, unter der größten Lebensgefahr, Tagelang. Hin- und herziehen ist ihnen zur zweiten Natur geworden, und sie machen oft sehr weite Reisen nur um irgend einen Freund zu besuchen, und zu sehen, was es wohl anderwärts für Neuigkeiten geben könnte. Eine Strecke von dreißig bis vierzig Wegstunden legen sie fast ohne auszuruhen zurück, und gibt man ihnen dann etwas Taback, so führen sie noch Freudentänze auf.

Sie kleiden sich in Thierfelle und Leder, das sie sehr geschickt zu bearbeiten wissen. Häufig, besonders in der heißen Jahreszeit, gehen sie auch wohl fast nackt. Den Hauptputz bilden breite Elfenbeinringe, die sie am Unter- oder Oberarme tragen, wie unsere Abbildung zeigt. Die Weiber haben auf Rücken, Armen und auf der Mitte der Brust gleichlaufende Streifen in die Haut eingeschnitten, welche die Schönheit außerordentlich erhöhen, wie sie selbst wenigstens glauben.

Der Kaffer kann mehr als eine Frau heirathen, wenn er will; sein Hauswesen ist immer sehr geordnet. Die Wohnung besteht aus einer niedrigen kreisrunden Hütte, die immer von den Frauen erbaut wird; denn der Mann bekümmert sich vorzugsweise um die Heerde. Er ist vor allen Dingen Hirt. Das eigenthümliche Blöken irgend einer Kuh erfüllt ihn mit Leidenschaft; er hat keine Ruhe bis das Thier, welches ihm gefällt, um jeden Preis sein Eigenthum geworden ist. Aber er versteht sich auch auf dessen Wartung und Pflege, wie kein Anderer, und der bestabgerichtete Jagdhund gehorcht seinem Herrn nicht besser, wie im Kaffernlande die Heerden der Stimme des Hirten folgen. Die Heerden mö-

gen noch so zahlreich sein — pfeift der Treiber, so stehen plötzlich alle Kühe wie angenagelt, und pfeift er wieder, so setzen sie sich in Bewegung, wie Krieger auf den Befehl des Feldherrn.

Wenn die Kinder beiderlei Geschlechts ein Alter von etwa zwölf Jahren erreicht haben, so nimmt sich der Häuptling einer Horde oder eines Kraaks ihrer an, bei dem sie eine volksgemäße Erziehung erhalten. Die Knaben werden im Hirtendienste unterrichtet, und müssen sich in den Waffen üben. So lernen sie die Hassagaye, d. h. den Wurfspeer, schleudern und die Keule handhaben. Die Mädchen müssen Kleider nähen, Speisen zubereiten, und sich nebenbei auch ein wenig um den Ackerbau bekümmern. Die Kinder bezeugen den Eltern hohe Ehrfurcht, und leisten ihnen ihr Lebelang Gehorsam. Die Frauen werden gut behandelt, und müssen in Kriegszeiten als Unterhändlerinnen zwischen den feindlichen Stämmen dienen, weil es herkömmlich ist, daß man ihnen nie etwas zu Leide thut. Die mit einander nicht in Zwistigkeiten verwickelten Kaffern behandeln sich gegenseitig sehr freundlich; jeder sucht dem andern behülflich zu sein, wo er kann. Gassfreiheit ist eine heilige Pflicht, jeder Fremde wird wie ein Mitglied des eigenen Hauswesens betrachtet, und die Zuvoorkommenheit, welche man ihm bezeigt, geht nach europäischen Begriffen sogar allzuweit.

Die Bewaffnung der Kaffern besteht in der Hassagaye oder Jagaye, einer Art Lanze von vier bis fünf Fuß Länge, die oben eine lange eiserne Spitze hat. Diese Waffe wissen sie vortrefflich zu handhaben und auf fünfzig bis sechzig Schritte weit zu werfen. Nicht minder gut verstehen sie mit ihrem Schilde und der Keule umzugehen, aber gut zielen können sie nicht. Der deutsche Reisende Lichtenstein ließ in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten ein Brett aufstellen, und bot dem, welcher zuerst das Ziel treffen würde, ein rothes Tuch zur Belohnung. Die Kaffern müheteten sich jedoch lange Zeit ab, ehe sie ihren Zweck erreichten. Endlich traf einer, und zwar mit solcher Kraft, daß das Eisen auf der weiten Entfernung durch das zolldicke Brett drang. Der Kaffer hält stets ein Bündel solcher Wurfspeere in der linken Hand. Er schleudert, dem Feinde immer näher kommend, eine nach der andern gegen ihn, erst mit der letzten rückt er ihm geradezu auf den Leib. Wenn sie zum Kampfe gehen, so stellen sie sich erst in Schlachtreihe, und werfen dem Feinde ihre Jagayen entgegen, während sie sich zugleich bemühen, dem Wurfspeer der Gegner auszuweichen; dabei verändern sie jeden Augenblick ihre Stellung, springen nach rechts und links, schreien laut, werfen sich auch

wohl auf die Erde nieder, und springen dann plötzlich wieder auf, um selbst ihre Lanze zu schleudern. Die Behendigkeit und Leichtigkeit ihrer Bewegungen, die Mannigfaltigkeit reizender wohlgefälliger Stellungen, der herrliche Wuchs und die vortreffliche Haltung dieser Leute, gewähren ein herrliches Schauspiel.

Ehe der Kampf beginnt schickt der Angreifende seinem Gegner einen Waffenherold zu, der zum Zeichen seiner Würde einen Löwenschweif in der Hand hält. Wenn die Streitmacht dessen, der den Krieg erklärt hat, in der Nähe des feindlichen Lagers ankommt, so wird Halt gemacht, und wieder werden Herolde abgeordnet, um weitere Meldung zu machen. Hat der Feind seine Streitkräfte noch nicht beisammen, so thut er das seinem Gegner kund, und dieser wartet, bis jener kampfbereit ist. Doch geht es natürlich nicht immer so ritterlich zu.

Auf die Jagd gehen auch Frauen und Mädchen mit. Haben sie es auf einen Löwen abgesehen, so schließen sie ihn ein, und suchen den König der Thiere immer enger einzukreisen und zu verwunden. Dieser stürzt sich dann auf einen seiner Verfolger, der sich aber schnell zur Erde wirft und seinen Schild über sich deckt. Die anderen eilen hinzu, und durchbohren dann den Löwen mit ihren Jagayen.

Jede Kaffernhorde hat ihren erblichen Häuptling, den Inkussi. Wo mehrere Horden in einem Gebiete zusammen sind, steht ein Oberhäuptling an der Spitze; doch ist die Gewalt aller dieser Leute eine sehr eingeschränkte.

Die Gesittungsstufe der Kaffern ist eine ziemlich niedrige; ihr Leben verfließt in ewigem Einerlei, wenn nicht der Krieg einigen Wechsel hineinbringt. Die Bedürfnisse, welche sie haben, können sie leicht befriedigen, und mit anderen Völkern, die entsetzlichen Buschmänner ausgenommen, die eigentlich kein Volk bilden, kommen sie wenig in Berührung. So fehlt es ihnen, die kaum anders Addiren können, als wenn sie die Finger zu Hülfe nehmen, an Bezeichnung für die Zehner. Ihre Zeitrechnung geht nicht über einen Mondlauf hinaus, auch wissen sie von ihrem Ursprung weiter nichts, als daß sie von daher gekommen seien, wo die Sonne aufgehe.

Die Betschuanenstämme bewohnen im Innern ein sehr fruchtbares Land, das stark bewaldet ist. Sie bauen ihre Hütten in so großer Menge bei einander, daß dieselben große Ortschaften bilden, die man mit dem Namen Städte beehrt. So soll Lattaku etwa achthundert solcher Hütten gehabt haben. Als Lichtenstein dasselbe besuchte, versammelte sich eine große Menschen-

menge um ihn. Auch der König, ein alter Mann, kam. Als derselbe eine Pfeife Tabak erhalten hatte, schluckte er den Rauch mit Wohlgefallen ein, gab dann die Pfeife seinem ersten Rath, der sie nachher jenem überreichte, welcher ihm an Würde zunächst stand. So wanderte sie von Mund zu Mund bis zum untersten Bedienten, und jeder that einen Zug. Eine der Frauen des Königs war sehr verschwenderisch mit afrikanischem Puz beladen; sie trug einen reich mit Pelz verbrämten Mantel, der über der Schulter mit einem Bündel Kagenschwänzen befestigt war; sodann mehrere Halsbänder von Knochen, Kupfer, Korallen, und an einem Arme nicht weniger als zwei und siebenzig kupferne Ringe. Nördlich von Lattaku, das, nach Kaffernart, mehrmals an eine andere Stelle verlegt worden ist, liegen noch mehrere andere Städte, z. B. Meribowey, wo die Krieger sich roth bemalen und in Felle wilder Thiere kleiden, und Kurrichane, wo die Eingeborenen in großen Lehmöfen Kupfer und Eisen schmelzen. Die Häuser sind dort mit Steinmauern umgeben, und der Ackerbau wird sorgfältig betrieben, da ringsum die Stadt das Feld bestellt wird. Die Stadt war 1833 von den Kriegerern eines im Norden wohnenden Stammes eingenommen und geplündert worden, denn in jenen Gegenden, wo die Kriege selten aufhören, wechseln die Besitzer eines Gebiets sehr häufig. Jene Verwüster von Kurrichane waren selbst von dem Stamme der Zulakaffern, die stets 15,000 Mann ins Feld stellen können, aus ihrem Lande vertrieben worden, und hießen die Mantaties oder Wanderer. Nach Südwesten gedrängt, stießen sie auf die Betschuanen, deren Hauptstadt damals Neu-Lattaku war. Ihre Annäherung verbreitete Furcht und Schrecken, und die unter ihnen angesiedelte christlichen Glaubensboten waren sehr besorgt, über das, was kommen konnte. Denn die Betschuanen kämpfen nur mit Ausdauer wenn sie im Hinterhalte liegen; im offenen Felde werden sie von den übrigen Stämmen gewöhnlich geschlagen, und weil sie das wissen, so vermeiden sie gern eine eigentliche Schlacht. Hier aber war schnelle Hülfe nöthig. Einer der Missionäre eilte sogleich zu den Orikas, einem Stamme an der Gränze des Kaplandes, der mit dem Feuergewehr vertraut ist, um diesen zu Hülfe zu holen, während andere Engländer sich in die Nähe der Mantaties wagten, um diese zu beobachten. Als sie Alt Lattaku erreichten, fanden sie die ganze Stadt öde; alle Bewohner waren geflohen. Von einem Hügel herab erblickte man die zahlreichen Massen der Mantaties. In Neu-Lattaku gab man schon alle Hoffnung, diesen grimmigen Feinden Widerstand leisten zu können, völlig auf, und die besten Habseligkeiten wurden bereits auf Ochsen ge-

laden. Am andern Tage sollte die allgemeine Flucht beginnen; da erblickte man gegen Abend im Süden eine ungeheure Staubwolke; — es war der Vortrab der Grikareiterei, die mit ungeheuern Jubel empfangen wurde. Mancher Dohse wurde geschlachtet und gebraten, und Gelag und Kriegstanz dauerten bis tief in die Nacht hinein. Denn nun sollte und konnte Widerstand geleistet werden. Einige Missionäre bemüheten sich bis zum letzten Augenblicke Frieden zu stiften, und wollten mit den Mantaties unterhandeln. Als sie sich aber denselben näherten, erhobten die wilden Horden ein so furchtbares Geseul, und warfen ihre Lanzen mit solchem Grimm den Weissen entgegen, daß diese nur mit genauer Noth dem Tode entrannen. Die vereinigten Grikas und Betschuanen boten also die Schlacht an. Die Mantaties sahen schreckhaft genug aus; sie waren fast nackt, von ihren Köpfen wallten mächtige Straußfederbüschel, um Nacken und Beine hatten sie messingene Ringe; und unter wildem Schlachtrufe handhabten sie Streitärte, Jaggayen und Keulen. Beim ersten Angriffe wichen die Betschuanen, dagegen blieben die Grikas standhaft, eröffneten ein Flintenfeuer und machten dadurch den Feind stutzig. Aber er hielt doch Stand, und erst als eine Menge tapferer Krieger und einige Anführer durch die mörderischen Feuerröhre niedergestreckt waren, ergriff er die Flucht, auf welcher er Alt-Lattaku einäscherte. Alle Verwundeten und Gefangenen wurden grausam ermordet.

Die Betschuanen-Kaffern gehören im Wesentlichen zu demselben Stamme, wie die Kuffas, unterscheiden sich aber doch von ihnen in mancher Hinsicht. In Bezug auf ihre Speisen sind sie nicht so wählerisch, und was den Wuchs betrifft im Durchschnitt nicht so groß als jene; ihre Haut hält zwischen dem dunkelgelb der Hottentoten und dem Schwarz der Neger die Mitte. Im übrigen gleichen sie an Körperbildung vollständig den Kuffas, doch trifft man unter ihnen noch häufiger gebogene Nasen und weniger aufgeworfene Lippen. Sie zeigen auch Sinn und Geschick für Gewerke, und sind so neugierig, daß sie dadurch den Reisenden wahrhaft zur Dual werden. Alles was ihnen auffallend vorkommt, betasteten sie, und im Erbitteln von Sachen, die ihnen gefallen, sind sie unermülich. Schlägt man ihnen aber ihre Forderung ab, so geben sie sich auch bald zufrieden. Sie haben ein gutes Gedächtniß, und lernen leicht Holländisch oder Englisch. Dabei sind sie aber selbstsüchtiger, und wissen sich weit mehr zu verstellen, als die Kuffas. Tanz und Gesang sind ihre Lust, besonders wenn der Mond scheint. Sie können ungemaine Körperanstrengungen ertragen, und leben mäßig von Milch

und der Beute, welche die Jagd gibt, denn auch sie schlachten Vieh nur selten; das Fleisch der Hyänen, Wölfe, Füchse, Katzen und Schwäne genießen sie mit gleichem Behagen, aber vor Fischen hegen sie doch, gleich den übrigen Kaffern, großen Abscheu. Das Fleisch braten sie in heißer Asche, die salzige Theile enthält. Ihr Getränk ist Milch, Wasser nur im äußersten Nothfall; Waschen gilt für überflüssig. Lange vor Ankunft der Europäer rauchten sie Blätter verschiedener Pflanzen, und für den Taback haben sie den einheimischen Namen Montinko. In der Kleidung halten sie sich sauber; ihre Häuser, kreisrund aufgeführt, (der Bau ist Sache der Frauen,) sind lustig und hell; sie haben Töpfergeschirr, schmieden mit Hammer und Zange, die zwar etwas plump sind, aber an Gestalt völlig den europäischen gleichen, und wissen sich der Sägen, Feilen, Scheeren und Nägel, die sie von den Weissen erhielten, ganz vortrefflich zu bedienen. Auch Schnitzereien verstehen sie zu machen.

Die Betschuanen-Kaffern haben einen Begriff von der Seele, deren Sitz sie ins Herz verlegen; von einem wackern Manne sagen sie: er hat ein weißes Herz, ein schlechter hat ein schwarzes. Vom Eigenthum haben sie etwas ungeordnete Begriffe.

Neben diesen Kafferstämmen, die doch ein tüchtiges Geschlecht und nicht ohne Anlagen sind, wohnen die armeligsten aller Sterblichen, so elend wie die Bedahs auf Ceilon, noch elender als die Pesheras auf dem Feuerlande, — das bössartige, entseßliche Geschlecht der mit Recht verrufenen Buschmänner (Boosjesmans) die in ihrer eigenen Sprache Saabs heißen. Es sind menschenähnliche Gestalten mit wirrem, wildem Blick, in dem Hinterlist, Verrath und Grausamkeit lautert, und verzerrten Gesichtszügen. Das natürliche Gelbbraun ihrer Hautfarbe kann man nur unter den Augen erkennen, wo die Thränen, welche der Rauch ihnen auspreßt, die dicke Kruste von Fett und Asche wegschwemmt, mit welcher sie den magern Körper beschmierem, der sich durch hohlen Rücken, und dicken Bauch auszeichnet. Gleich wilden Thieren klettern sie auf Bäume und über Felsen. Sie tragen Sandalen, über dem Rücken ein Stück Fell und einen Kürbis, der Wasser enthält. Wohnungen haben sie nicht; regnet es, so kriechen sie unter Felsen oder hängen einige rohgeflochtene Bastmatten über ein Paar Stangen. So streifen sie einzeln in den dürren Einöden umher, welche im Norden das Kapland begränzen, leben von Wurzeln, Ungeziefer, den Larven von Ameisen und Insekten, von Heuschrecken, Fledermäusen, Kröten, und von dem Vieh, das sie den europäischen Ansiedlern oder den Kaffern stehlen. Sie sind feig und grausam; haben keine festen Wohnsitze, keine Regierung, keine Religion,

und alle Versuche sie zu einem bessern Leben zu gewöhnen, sind gescheitert. Man gab ihnen Vieh zur Zucht; sie schlugen es tod und fraßen es auf. Sie sind sehr geschickte Bogenschützen, und um so gefährlicher, da sie sich vergifteter Pfeile bedienen. Der Buschmann springt mit einer Behendigkeit von Felsen zu Felsen, die oft alle Nachstellungen vereitelt. Von Engländern und Holländern, wie von Hottentoten und Kaffern, werden sie gleich sehr gehaßt, gefürchtet und verfolgt. Man geht auf die Buschmännerjagd, wie man etwa gegen Wölfe auszieht. Man schlägt sie tod, wie tolle Hunde. Sieht der Kaffer einen Saab, so geräth er in die fürchterlichste Wuth, denn die Gränzstämme und der Pflanzler müssen diesen gefährlichen Feinden, die gar nicht zur Besittung zu

bringen sind, eine Art von Tribut zahlen, und haben doch keine Ruhe vor ihnen. Denn bei Nacht und Nebel stehlen sie Vieh, und werden sie verfolgt, so lassen sie ihre Beute nicht etwa lebendig fahren, sondern tödten sie mit ihren vergifteten Pfeilen oder verstümmeln die Thiere; manchmal morden sie dieselben auch aus Blutgier; denn sie gleichen den Hyänen darin, daß der Anblick von Blut und Leichengeruch ihnen Wohlgefallen verursacht. Unter diesen Umständen kann es kaum befremden, daß einst ein Holländer, der von der Jagd zurück kam, mit Bedauern äußerte: er habe nur vier Buschmänner getödtet, hoffe aber demnächst den Schaden auf einer glücklichern Jagd wieder einzubringen!

Zwei Abenteuer.

I. Der Verirrte.

Wir in unserm von Landstraßen und Eisenbahnen durchzogenen Lande mit seiner dichten Bevölkerung, seinen vielen Städten, Flecken, Dörfern und Weilern, die allesammt mit einander durch Wege verschiedener Art verbunden sind, und wo wenigstens von Wohnung zu Wohnung ein Fußpfad führt, können uns zwar wohl in Gebirg und Wald einige Stunden weit, oder wenn es hoch kommt einen Tag lang verirren; allein endlich treffen wir doch auf Menschen, und im schlimmsten Falle eine Köhlerhütte. Aber in den Urwäldern Amerikas gibt es weder Weg noch Steg; da liegen die Wohnungen weit von einander, meist nur erst am Rande des Gehölzes, in welchem sich nur die wilden Thiere und die oft weit gefährlicheren Indianer zurecht finden. Wehe dem Ansiedler, der sich dort verirrt!

Der Urwald hat seine Reize und zieht den Menschen an. Mancher entflieht dem Gemüth der Städte,

und siedelt sich auf dem jungfräulichen Boden an, der die Saat, welche man ihm anvertraut hundertfältig wiedergibt. Die Bäume werden geringelt, die Gestrüppe niedergebrannt, die Hütten von gefällten Baumstämmen oder abgehauenen Zweigen aufgeschlagen, und einige Umzäunungen gemacht, in welchen das Vieh Nachts steht, um vor den Raubthieren gesichert zu sein. Dann ist die Niederlassung fertig, und der Ansiedler geht ruhig seinem Gewerbe nach.

In Ostflorida am St. Johannsflusse stehen herrliche Wälder in der üppigsten Pracht und Fülle, deren Bäume ein vortreffliches Schiffsbaumholz liefern, das von Amerikanern wie Europäern gleichsehr gesucht wird. Deshalb hat sich dort ein kräftiger Schlag Menschen eingefunden, der aus dem Holzfällen ein einträgliches Gewerbe macht. Von einem dieser Männer wollen wir jetzt erzählen. Er hatte eines Tages sein Blockhaus verlassen, die Art über die Schulter geworfen, und war wohlgemuth der Niederung zugeschwunden, in welcher er schon